



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mutters letzter Wille

Mutters letzter Wille

Von Schw. M. S., Ost-Afrika

Maria Nkanussu, ein 15jähriges Negermädchen, verbrachte bei seinen Eltern und seinem einzigen Brüderchen eine glückliche Jugendzeit. Plötzlich wurde das Glück dieser kleinen Familie zerstört, als ein Karawanenführer den Vater mit Gewalt als Lastträger mitnahm. Schon auf der Reise durch die Steppe erlag der arme Mann dem Malariafieber; und nun war die Mutter mit ihren beiden Kindern allein. Eines Tages kam Nkanussu, die Halbwaise, auf die Missionsstation und meldete sich mit den Worten: „Schwester, ich habe Gottes Stimme gehört, laß mich bei Euch bleiben und Eure Religion lernen.“ Das Mädchen zeigte eine große Begabung beim Religionsunterricht, aber auch in allen Haus- und Gartenarbeiten. Das Taufexamen bestand sie mit der Note „lobenswert“. Den heidnischen Namen Nkanussu vertauschte sie mit „Maria“.

Die Mutter und ihr Söhnchen lebten von dem Ertrag ihres Bananenhaines. Da kam ein Naturforscher und Elfenbeinjäger durch das Land gezogen, und der kleine Muanga schloß sich ihm an und war auf einmal verschwunden. So kam Schlag auf Schlag über die arme Witwe. Nun suchte Maria der Mutter ihr Seelenglück zu beschreiben, um sie für die katholische Religion zu gewinnen.

Als die arme Frau zum ersten Male zu uns zum Gottesdienst kam, schlug sie vor Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen und rief laut aus: „Ja, jetzt glaube ich gerne, warum die Leute so fleißig hierher laufen; so etwas Schönes habe ich ja noch nie in meinem Leben gesehen.“ Besonders die Gotteslampe, das Ewige Licht, hatte es ihr angetan, und als sie die Bedeutung desselben erfuhr, kniete sie andachtsvoll nieder. Beim Unterricht war das betagte Mütterlein Aug und Ohr, und trotz des weiten Weges traf sie immer zuerst ein. Nach abgelaufener Prüfungszeit wurde sie auf den Namen „Josefina“ getauft. Nun waren Mutter und Tochter eines Herzens und eines Sinnes. Aber das fortgelaufene Söhnchen — o, wie drückte dieses Leid auf das Mutterherz. — Die arme Frau siechte vor Kummer dahin.

„Kind,“ sagte eines Tages die Mutter, „versprich mir, den letzten Willen zu erfüllen. Suche deinen Bruder und mache aus ihm ein Kind der heiligen Kirche.“ „Mutter“, erwiderte Maria, „wo und wie kann ich den Jungen finden?“ „In der Kirche, wo Jesus, das Licht der Welt, thront, dort bekommst du Antwort“, flüsterte immer wieder auf jede Frage das brechende Mutterherz. Und als Maria ihr Jawort gegeben hatte, schloß die Mutter das Auge für immer.

Maria stand in der Blüte der Jahre, war von hohem

Wuchs; große, seelenvolle Augen, feine Gesichtszüge und blendend weiße Zähne wie Perlen zeichneten sie vor allen anderen aus. Weinend trafen wir sie nach einigen Tagen am Grabe ihrer Mutter, leise aber innig flehend: „O Mutter, schau auf mich herab, ich bin dein armes Kind; sag', wo kann ich den Bruder finden?“ Immer wieder stand das letzte Wort der Mutter vor ihrem Geiste: „Beim Ewigen Licht!“ Nun hielt es Maria nicht länger mehr, den Wunsch der Mutter zu erfüllen. Sie band ihre kleinen Habseligkeiten in ein Bündel, verabschiedete sich dann beim lieben Heiland in der Kirche, wo sie innig um Schutz und Beistand für die bevorstehenden Gefahren bat. Auch bei den Schwestern holte sie sich noch den letzten Segen, und machte sich dann mit ihren Freundinnen, welche sie eine gute Strecke begleiteten, auf den Weg.

„Gehe mit der Mutter, die den Jesusknaben gesucht hat“, riefen ihre Freundinnen ihr noch zu, als sie sich von ihr trennten.

Schweren Herzens verließ Maria ihre Heimat, und doch war sie andererseits so hoffnungsvoll, den letzten Willen der Mutter erfüllen zu können.

Bald war der Mundvorrat aufgezehrt, und auch die Kürbisflasche wurde leer, aber sie erinnerte sich an das Wort des Heilandes: „Die Vögel des Himmels säen und ernten nicht, und doch ernährt sie der himmlische Vater.“

Im Heidenland ist die Gastfreundschaft zu Hause; jeder, der gerade während der Essenszeit an der Hütte vorbeigeht, wird eingeladen mit den Worten „sittareh“. Wer die Einladung abschlägt, wird als Feind betrachtet. „Marahapa“ ist das Zusagewort, und sobald die Leute dieses hören, beeilen sie sich, Platz zu machen. Alle sitzen auf dem Boden vor dem niedrigen Eingang der Hütte um die irdenen Töpfe herum, bei denen aber auch ein Wassergefäß zum Eintauchen der Finger bereit steht. Jeder nimmt mit der Hand seine Portion aus dem Topf heraus, formt dieselbe in runde Kügelchen und führt sie dann zum Munde. Ebenso billig erhält der Wanderer das Nachtquartier.

Zuweilen beschlich unsere Wanderin eine große Angst vor dem Wüstenkönig, der sich ja bekanntlich am liebsten in der Porigegend aufhält und seine Donnerstimme hören läßt. Dann aber siegte die Erinnerung an den heiligen Schutzengel wieder über diese Angst. Bei den Hirten, welche die Viehherden besorgten, erfuhr sie, daß sich zwischen den Bergen, die sich wie eine mächtige Mauer von der Steppe erheben, einige Missionsstationen befinden; deshalb lenkte sie ihre vom heißen Wüstenland wunden Füße dieser Richtung zu. Sie sehnte sich nach dem eucharistischen Heiland, um sich bei ihm Trost und Kraft zu holen, denn mancher Mohammedaner wollte dem schönen

jungen Mädchen Schlingen legen. Endlich stand sie vor einem Missionskirchlein inmitten des Paregebirges. Wie schlug ihr Herz vor Freude! Jedoch vergebens suchte sie nach dem ewigen Licht. Sie fühlte sich nicht zu Hause und wankte enttäuscht aus der Kirche. Bald aber war sie von neugierigen Waparis um-



Marktleben, Ost-Afrika

ringt; nur schwer konnte sie sich verständigen, da ja jeder Stamm seine eigene Sprache hat. Bald erschien auch die sogenannte „Missionsmutter“ in grauem Seidenkleid und hielt mit ihren Gläubigen des übliche Liebesmahl. Maria war zu den Adventisten geraten. Die Dame war die Frau des Lehrers von der Sekte. Wie überall, so wurde ihr auch hier Essen angeboten; alle setzten sich auf den Boden, und es sah ganz ori-

ginell aus, als die feinen weißen, mit Brillanten geschmückten Finger der Adventistin zusammen mit den schwarzen in den Topf griffen. Diese Sekte hatte bereits 700 Anhänger; mit großer Gewissenhaftigkeit gaben dieselben den Zehnten von ihrem Gewinn ab.

Man gab sich alle Mühe, das junge schöne Mädchen für diese Sekte zu gewinnen. Es wurden ihr schöne Kleider, gute Kost, eine herrliche Zukunft versprochen, man wollte an ihr Elternstelle vertreten und sie wie das eigene Kind behandeln, aber Maria schüttelte zu allen Versprechungen den Kopf, bis die weiße Dame ganz energisch wurde und behauptete, daß es die größte Gnade Gottes sei, adventistisch zu sein. Als alles Zureden nichts half, wurden die besten Schüler ausgesucht, welche Maria begeistern und sie zu einem Disput herausfordern sollten; sie zeigten ihr, daß sie die ganze Bibel in Kiswaheli auswendig konnten. Zuletzt kam der Missionar selbst mit seiner Frau und führte Maria zum Friedhof, wo eine ganze Anzahl ihrer Sekte im Schatten der Zypressen ruhte. Die Gräber waren gut aufgemacht, mit einem Kreuz versehen und mit Passionsblumen geziert. „Schau, Mädchen,“ sprach er feierlich, „so verehren wir unsere verstorbenen Kinder; bleibe also hier, ich halte schriftliche Nachforschungen nach deinem Bruder.“

Maria seufzte tief; ihre Blicke fielen hinab auf die Steppe, welche sich am Fuße des Berges ausstreckte. Dort ist ihr Vater als Heide gestorben, und seine Leiche holten die Hyänen. Sie betete still: „O Jesus, Licht und Krone, gib mir die Kommunion; mein Leben ist krank, und die Seele ist wund.“ Dann ging sie wankend von dannen unter Ermahnungen an alle, die sie daselbst bekehren wollte. Tagelang ging es über Berge und durch Täler, aber vom Bruder war keine Spur zu finden.

Oft versteckte sich Maria im Dickicht, um den Belästigungen zu entgehen, ja, manchmal mußte sie sogar auf Bäume klettern, um sich vor Reptilien und Raubtieren zu retten. Lange kämpfte sie mit großer Ermüdung, bis sich endlich wieder die Pforte eines Missionskirchlein öffnete. Aber, o weh! Wieder neue Enttäuschungen. Die Kirche war kahl, und nur ein Kreuzifix stand auf einem Tisch; es brannte kein ewiges Licht. Ohnmächtig sank sie zu Boden; es dauerte aber nicht lange, da naheten sich ihr wieder freundliche Gastgeber, welche sie nach einer Stärkung der Missionsbehörde vorführten und der Familie vorstellten. Alle brachten ihr Wohlwollen und Bewunderung entgegen. Vier angestellte junge Lehrerinnen suchten ihr Trost zu bereiten. Es war eine Mission aus der Leipziger Gesellschaft. Man sah eine Reihe Villen, eine Schule, ein Krankenhaus, eine Anstalt für Schwachsinnige; das ganze bildete ein kleines Städtchen; ein nahegelegenes Aussäzgendorf gehörte dazu. Die Schwarzen kommen von weit und breit

hierher. Es war allen unbegreiflich, daß das arme Kind sich bei ihnen nicht heimisch fühlte. Aber Maria zog wieder ab, neuerdings auf die Suche gehend, denn das war Mutters letzter Wille!

Bald bekam sie Nachricht von einer großen berühmten Mission hinter dem Berghügel. Voll Sehnsucht besflügelte sie ihre Schritte, in der Hoffnung, eine katholische Mission zu finden. Da trat aus einem mit Wellblech hergestellten Kirchlein ein griechischer Geistlicher; diesem klagte sie ihr Leid. Er machte sie nun recht väterlich darauf aufmerksam, daß auch die griechische Kirche die Gegenwart Jesu im Tabernakel nicht besitze, jedoch hinter blumenreichen Matten, hinter blauem Gletscherschatten, dort in weiter Ferne liege eine Mission.

Aufs neue begann Maria ihre Wanderung, aus Tagen wurden Wochen, bis sie endlich die besagte Mission erreichte. Richtig, hier war eine Gotteslampe; ja, sie entdeckte durch das Schlüßelloch sogar sieben Lichter. Wie ein weinendes Kind lehnte sie den Kopf an die Türe und wartete bis jemand kam, dieselbe zu öffnen.

Wie staunten die vorübergehenden Schüler und Schülerinnen, die aus einem schloßartigen Gebäude mit Büchern und Hesten kamen, als sie das junge, schöne Mädchen so andächtig da sitzen sahen. Bald kamen auch die Lehrer und Lehrerinnen, und Maria erfuhr wiederum zu ihrer Enttäuschung, daß sie nicht in einer römisch-katholischen Kirche gelandet sei, sondern bei den Anglikanern. Alles war vornehm, die Kirche hatte sogar einen Turm mit mächtigen Glocken; aber die heilige Kommunion konnte hier nicht gespendet werden. Ueberaus freundlich suchte auch dieses Missionspersonal Maria zum Bleiben aufzumuntern, sie wagten jedoch nicht, deren Standhaftigkeit zu erschüttern. Sie ließen das ermüdete Mädchen auf einem Tragstuhl gegen Mombo tragen mit der Weisung, daß hoch oben hinter dem Berg eine römisch-katholische Mission sei. Endlich kam das arme Geschöpf nach Gare, der Mission des heiligen Bernhard. Wieder spähte sie durch die Ritzen der Kirchthüren und sah das feine rote Lichtlein schimmern, das sie nun freundlich begrüßte. Sie wankte bis zu den Altarstufen und brach dann in leises Weinen aus. Nach der heiligen Messe kniete Maria noch lange in einer Ecke; dann schritt sie dem Schwesternhaus zu und klopfte bescheiden an und erzählte ihre Erlebnisse und ihr Streben, Mutters letzten Willen zu erfüllen.

Ich selbst war inzwischen von Riboscho nach Gare versetzt worden, und die Überraschung unseres Wiedersehens war sehr groß. Hier im Usambaragebirge mit den prächtigen Anlagen von Wäldern und Kaffeefeldern waren auch verschiedene Kolonistenansiedlungen. Dort gab es zahlreiche Pflanzenarbeiter

und Diener. Maria fühlte sich bei uns zu Hause. Sie hatte aber schweres Malariafieber mitgebracht und war deshalb krank und erholungsbedürftig. Die Suche nach ihrem Bruder überließ sie nun mir. Täglich empfing Maria die heilige Kommunion und erbaute alle durch ihr bescheidenes Wesen. Ich hielt nun still Nachforschungen, und es dauerte auch nicht lange, als an einem Sonntagmorgen ein strammer Junge aus eigenem Antrieb sich bei uns vorstellte mit der Bitte, ob er nicht das fremde Mädchen, das hier angekommen sei, sehen und sprechen dürfe. Seine Züge waren ganz die Züge von Maria. Wer beschreibt die Wiedersehensfreude der beiden Geschwister? Der Bruder war noch Heide, aber bei der ersten Gelegenheit kündigte er seinem Herrn, kam nach Gare und baute für sich und seine Schwester eine Hütte. Er wohnte dem Taufunterricht bei; nach vorgeschriebener Prüfung trat er in die Reihe der Täuflinge und erhielt den Namen Josef. Josef trat ganz in die Fußstapfen seiner selbstlosen Schwester und tat alles für sie, was er ihr von den Augen ablesen konnte. Beide gaben das beste Beispiel und suchten auch die umwohnenden Heiden für die heilige Kirche zu gewinnen. Alle Christen halfen zusammen, um den neuen Ankömmlingen das Leben angenehm zu machen; sie brachten Mais, Mehl, Milch und Eier, bis sie soweit waren, sich selbst etwas zu erwerben.

So war Mutters letzter Wille unter großen Opfern erfüllt, die aber mit dem reichsten Segen Gottes belohnt wurden!

✠

St. Antonius hat geholfen

Schw. M. Clem.

Sine Schülerin aus unserm Seminar hatte von ihrem Vater zehn Pfund Sterling in Banknoten erhalten, um die halbjährigen Schulkosten für sich und ihre Schwester zu bestreiten. Mit diesem Geld müssen nämlich die Kinder die Verpflegung und ihre Bücher bezahlen; der Unterricht wird kostenlos erteilt. Es war nachmittags 3 Uhr, als sie diesen wertvollen Brief erhielt, und das Kind wußte vor Freude nicht, was es tun sollte, denn nicht alle Kinder bekommen von ihren Eltern Geld, viele müssen sich so durchschlagen. Sie ging zur Küche, um die von der Regierung vorgeschriebene „Küchenarbeit“ zu verrichten. Merica Zulu kam nun abends ganz verweint zu mir und sprach: „Schwester, ich habe das Geld verloren.“

„Wo? Wann? Wie?“

Sie hatte den Brief in die Tasche gesteckt und ging damit zur Arbeit. Ich teilte das Vorgefallene den andern Schülerinnen mit und empfahl ihnen, zum heiligen Antonius zu beten. Die